



(149 x 90 cm).

Grammont



Ferdinand Hodler (1853–1918). «Der Grammont» (1905), Öl auf Leinwand, (105,5 x 64,5 cm).

«Dies ist ein farblich fantastisches Bild von Ferdinand Hodler. Er malt mit Blau, Grün, Weiss und ganz wenig Ocker im Fels. Dargestellt ist der Grammont gegenüber von Vevey am Genfersee. Originell auch der weisse Rand, der die Berggipfel umrahmt. Es ist, wie wenn Ferdinand Hodler die Wolken nur antönen wollte, als Zeichen dafür, dass es sie trotz blauem Himmel noch gibt. In der Ausstellung hängt ein zweites Bild von diesem Berg. Es zeigt den Grammont am Morgen, wenn die Schatten die zerklüfteten Berghänge plastisch heraustreten lassen. Bei mir daheim hängt das Morgenbild vis-à-vis der Hauseingangstüre. Wer das Haus betritt, ist einen Augenblick von der wuchtigen Schönheit fast etwas erschlagen.» Christoph Blocher

um das Unverfälschte»

Blocher aus. Ein Gespräch über das Sammeln von Bildern und die Kraft der Kunst

mir im Esszimmer während der Ausstellung den Platz des «Schulspaziergangs» einnimmt, dann die «Frau, die sich am Feuer wärmt». Die beiden Letzten hingen jahrelang als Leihgaben im Kunstmuseum Bern und plötzlich kamen sie auf den Markt. Dann müssen Sie zugreifen.

Früher mussten Sie ja wohl zu den Bildern gehen, wenn Sie sie kaufen wollten. Kommen die Bilder inzwischen zu Ihnen?

Wenn heute jemand einen Anker oder Hodler verkauft, dann fragt man mich an, ob ich das Bild will. Oder man bringt es direkt in die Auktion, das gibt es auch. Dann erfahre ich es aus dem Auktionskatalog oder vom Auktionshaus direkt. Auch aus dem Ausland. Ich habe zwei sehr schöne Anker-Zeichnungen, die mir ein Verkäufer in Berlin angeboten hat. Ich schaute mir Fotos der Bilder an und ging dann nach Berlin, um mir die Bilder anzuschauen. Sie waren nicht signiert, aber ich war mir ziemlich sicher, dass es zwei Anker waren. Er sagte, er wolle das Risiko der Echtheit aber nicht tragen. Das war mir auch recht, und so konnten wir einen guten Preis vereinbaren. Heute weiss ich, dass sie echt sind.

Haben Sie sich im Laufe der Jahre ein Expertenwissen im Bereich Ihrer Künstler angeeignet, so dass Sie die Echtheit eines Bildes einschätzen können?

Nicht immer. Aber in der Regel sehe ich, wenn es kein Anker oder kein Hodler ist. Da muss ich mir nicht einmal das Original anschauen. Mir wird so vieles angeboten!

Wenn Sie zurückschauen auf dreissig Jahre Sammlertätigkeit: Kann man die Zeit in verschiedene Abschnitte aufteilen?

Natürlich war auch die Vermögenssituation ausschlaggebend. Die Kritiker meiner Sammlung werden wohl sagen, es sei etwas eng, was der Blocher da gesammelt hat.

Bloss Hodler und Anker?

Beschränkt auf Schweizer Kunst des 19. Jahrhunderts. Ich habe mich bewusst auf einen engen Ausschnitt konzentriert. Es ist ja mit allen Sachen gleich: Je intensiver man sich mit etwas beschäftigt, desto interessanter wird es. Ich kann das gleiche Bild während zwanzig Jahren immer wieder anschauen und jedes Mal etwas Neues entdecken und es jedes Mal noch besser finden. Ich bin ein Mensch der Konzentration, in allen Gebieten. Ich habe auch im Unternehmen immer gesagt, hört auf mit Diversifikation, wir müssen uns kon-



Fokussiert auf Anker und Hodler. Christoph Blocher in der Ausstellung.

Bilder: Ferdinand Hodler: «Der Redner, Studie zu Einmütigkeit», 1913 (l.) und «Studie zu Blick ins Unendliche», 1916 (r.) Foto Keystone

zentrieren, und hatte damit Erfolg. Auch für die Politik gilt das. Ich rede auch in der Politik nicht über alles. Wenn mich zum Beispiel jemand anfragt, ob ich über die rechtliche Regelung der Gentechnologie eine Rede halten könnte, dann lehne ich ab. Wenn ich aber darüber reden soll, was die wirtschaftliche Stärke der Schweiz ausmacht, sage ich zu. Dann muss ich mich nicht einmal besonders vorbereiten, denn damit habe ich mich sehr intensiv befasst. Wenn ich über Kunst sprechen soll – ich erhalte sehr viele Anfragen –, dann sage ich nicht zu, wenn ich etwas behandeln soll, was ich nicht kenne.

Ich würde gerne zurückkommen zu meiner Frage nach einer zeitlichen Gliederung Ihrer Sammlertätigkeit.

Ich habe mit Anker angefangen und bin noch nicht fertig. Ich habe mit Hodler angefangen und bin noch nicht fertig. Ich habe meine Interessen etwas ausgedehnt auf Zeitgenossen der beiden, um Anker und Hodler besser zu verstehen. Im Zusammenhang mit Ankers Bild «Der sterbende Hugenotte», das sich jetzt nicht in der Winterthurer Ausstellung befindet, habe ich zum Beispiel erfahren, dass Albert Anker dieses Bild Vincent van Goghs Bruder Theo verkauft hat, der Kunsthändler in Paris war. Theo soll, wenn die Berichte der Kunsthistoriker zutreffen, seinen Bruder Vincent gefragt haben, welches Bild er sich kaufen solle. Der hat ihm geraten, einen Anker zu kaufen. Ich wurde

neugierig: Was hatten Vincent van Gogh und Albert Anker für eine Beziehung? In den Briefen von Anker las ich von seiner Reise nach Südfrankreich. Er litt darunter, dass er kein wirklich guter Landschaftsmaler war. Aber van Gogh konnte Landschaften malen, schrieb er bewundernd. Dann schrieb er an Vincent van Gogh, dass er unbedingt nach Südfrankreich kommen solle, da gebe es wunderbare Landschaften. Ich habe bei diesen Recherchen auch erfahren, dass van Gogh darunter gelitten hat, dass er nicht so gute Porträts malen konnte wie Albert Anker. Der gegenseitige Respekt dieser beiden ist doch unglaublich!

Jedes Ihrer Bilder hat offenbar eine unverwechselbare Geschichte.

Und wenn Sie erst die Geschichten kennen, warum einer ein Bild verkauft, dann wird es noch interessanter. Einer hat mir ein Bild verkauft, damit er die Werkstatt seines Garagebetriebs ausbauen konnte. Er hatte eine grosse Garage und kein Geld. Als er mich um Geld bat, sagte ich ihm, er solle mir doch dieses Bild geben. Für den «Toten Ruedeli» von Anker baute ich zum Beispiel einem kleinen Weiler die Wasserversorgung. Die Familie, die dort wohnt, hatte dieses Bild bei sich zu Hause und sagte, wir können es doch nicht aufhängen, das Bild ist einfach zu traurig. Dann habe ich es bei mir ins Studierzimmer gehängt. Als meine Frau das Bild sah, sagte sie, sie käme nicht mehr ins Stu-

dierzimmer, solange das Bild dort hängt. Bilder werden zu Persönlichkeiten.

Wir sind mitten im Thema: Wie leben Sie mit Ihren Bildern?

Sehr intensiv. Es ist ja eine Liebhabelei für mich. Bilder haben allerdings nicht die erste Priorität in meinem Zeitplan. Sammeln hat aber den Vorteil, dass es nicht zeitgebunden ist.

Bilder warten.

Ich kann Bilder kaufen und auf den Boden stellen. Sie müssen dann warten, bis ich sie aufhänge. Das Auswählen braucht nicht allzu viel Zeit. Ich finde immer eine Lücke in meinem Zeitplan, um an einer Auktion zu steigern. Ich hatte ganz schwierige Sitzungen, in deren Verlauf ich sagte, dass ich schnell hinaus müsste. Einmal habe ich in einer wichtigen nationalrätlichen Kommissionsitzung ein Bild am Telefon steigern müssen, wollte aber bei der Abstimmung wieder zurück sein und bat daher meinen Sitznachbarn, Walter Frey, so lange zu reden, bis ich wieder zurück bin. Ich kaufte, kam dann zurück, wir haben die Abstimmung gewonnen. Das sind Anekdoten, die ich mit meinen Bildern verbinde, die aber kunsthistorisch gesehen irrelevant sind.

Was bedeutet Ihnen eigentlich Anker?

Anker-Bilder machen die Betrachter betroffen. Ich sehe das nicht nur bei mir, ich beobachte das immer wieder bei Besuchern in meinem Haus oder in Museen. Die Leute sagen, nachdem sie Anker gesehen haben, dass diese Bilder einfach schön seien.

Was ist schön?

Anker hat nur «gewöhnliche» Menschen gemalt. Ganz anders Hodler, der nur Helden gemalt hat, auch wenn es keine sind. Wenn Sie an seinen «Holzfäller» denken, dann muss er diesen doch im Moment höchster Konzentration festhalten, unmittelbar bevor die Axt heruntersaut. Bei Anker ist das komplett anders. Der malt ein «Bildnis eines Mädchens». Anker hat gerne gezeigt, was entstanden ist, ohne das Zutun von jemandem. Darum malt er immer wieder Kinder. Man sagt auch, das sei aus praktischen Gründen geschehen, weil Kinder Zeit hatten, um Modell zu sitzen. Aber ihm ging es dabei um das Natürliche, das Unverfälschte. In einem Brief schrieb er: «Ich will zeigen, dass die Erde nie verloren ist.» Auf einem Massstab in seinem Atelier hielt er fest: «Siehe, die Welt ist nicht verdammt.» Darum macht auch das Bild des toten Buben Sinn.

Hat Anker etwas Beschönigendes, etwas Idyllisches?

Nein. Anker ist nie sentimental. Aus seinen Bildern leuchtet etwas, das über alles Leid, das er auf seinen Bildern darstellt, hinausgeht. Eine Frau, die Ehemann und Sohn verloren hat, schrieb mir anlässlich der Anker-Ausstellung 2010 in Ins, dass sie viermal die Ausstellung besucht habe und dabei sehr viel Kraft für den weiteren Lebensweg bekommen habe. Ich fragte sie, woran denn das liege. Sie sehe dank Anker die Welt mit anderen Augen, antwortete sie. Wenn das Kunst kann, und zwar nicht durch billige Frömmerei, dann ist das wunderbar. Auch in der Musik ist das möglich.

Darf ich Sie zum Schluss noch auf die Zukunft Ihrer Sammlung ansprechen. Gibt es dereinst ein Anker- und Hodler-Museum, das von Ihnen gestiftet ist?

Ich weiss nicht. Ich gehe dann in die Frage, wenn ich einmal pensioniert bin (lacht).

Am Sonntag werden Sie 75 Jahre alt.

Aber ich bin noch nicht pensioniert. Ich schliesse keine Lösung aus. Aber ich bin skeptisch gegenüber Stiftungen. Das bringt immer eine gewisse Immobilität mit. Dann will ich mich auch nicht definitiv vom Gedanken verabschieden, dass man die Bilder einzeln verkauft und sie so jemandem gibt, der sie auch wieder sammelt. So wie ich davon profitiere, dass die Erben eines Sammlers die Bilder verkaufen, können ja auch künftige Sammler davon profitieren.

Sie könnten natürlich durch eine Stiftung die Sammlung zusammenhalten.

Und dann? Dann muss jemand dafür schauen. Sehen Sie, ich bin auch sehr skeptisch gegenüber Schenkungen an den Staat, die damit verbunden sind, dass dieser ein Kunsthaus bauen muss. Da muss der Staat jedes Jahr so und so viel Geld ausgeben, um eine Sammlung öffentlich zugänglich zu machen, die ja einer ganz privat zusammengekauft hat. In Bern hat zum Beispiel Maurice E. Müller seine wirklich bedeutende Klee-Sammlung dem Staat geschenkt, aber zur Bedingung gemacht, dass dieser ein Kunsthaus baut und darin die Bilder zeigt. Die Betriebskosten bezahlt nun die Stadt Bern, die darunter Jahr für Jahr ächzt. Sie hätte die Schenkung auch ablehnen können. An sich müsste eine Bilderschenkung eines Privaten den Bau eines Museums plus einen Fonds umfassen, mit dem die Betriebskosten beglichen werden können. Alles andere ist keine wirkliche Schenkung.